

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 11

Artikel: Die Kardinalsünde der Schweizerfrau
Autor: Schmid-Clavadetscher, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Kardinalsünde der Schweizerfrau

Von
Konrad Schmid-Clavadetscher
Miami U. S. A.

Die Zeichnungen stammen
von Hanni Bay

—and new wearing
Rollins Improved Dr
It's new—just c
experience of
tury in pro'
You'll ex
securit
garte
lin

*Diese kritischen Bemerkungen
eines Auslandschweizers werden
Widerspruch erregen. Auch uns scheint
der Verfasser manchmal ungerecht, viel-
leicht weil er aus einem ökonomischen
Milieu heraus schreibt, das bei uns wenigen
Glücklichen verschieden ist. Aber weist er uns
nicht trotzdem auf eine wichtige Wahrheit hin?*

Ein Schweizer, der in der Fremde reist, weder eine Stelle sucht, noch irgend etwas zu verkaufen hat, kann viele Komplimente hören: Ueber die Reinlichkeit der Strassen, über die Güte der Hotels, über die Schönheit unserer Natur, über unsere Sprachkenntnisse, nie aber über die Schönheit, die Anmut oder geistige Beweglichkeit unserer Frauen. Und wenn der Schweizer selbst aus der

Fremde zurückkehrt und gegen seinen Willen die heimatlichen Verhältnisse mit kritischem Blicken misst, als er es vor zehn Jahren getan hat, als er selbst noch selbstverständlich in diesen Verhältnissen lebte, so wird seine Kritik, so gern er es möchte, in den seltensten Fällen vor der Schweizerfrau entwaffnet und beglückt Halt machen. Im Gegenteil, ausser der Beschränktheit der Verhältnisse, die uns, sobald wir ihnen entronnen sind, weniger drückend scheinen, als sie wirklich sind, ist dem zurückkehrenden Schweizer die

Schweizerfrau und das Schweizermädchen eine der schwersten Enttäuschungen. Warum? Meine Gedanken sind lange Zeit um diese Frage gekreist. Ich bin für mich zu einer Antwort gekommen. Ich habe mich entschlossen, diese Antwort niederzuschreiben, weil ich gewiss bin, dadurch manchem jungen Manne, der nach den Lehrjahren in der Fremde in seine Heimat zurückkehrt, die Lösung des gleichen Problems zu erleichtern, weil ich glaube, dass meine Antwort auch manchem Landsmann, der nie unsere Grenzen überschritten hat, zu nützlichen Ueberlegungen anrege, und weil ich hoffe, dass sie auch dieser und jener Frau und diesem und jenem Mädchen über gewisse Kleinigkeiten die Augen öffne, die keine sind.

Ich bin jung genug, dass mich das Problem noch nach allen seinen Seiten hin interessiert, alt genug, um es ohne Vorurteile zu bedenken. Ohne Vorurteile? Zum mindesten ohne ein Vorurteil, das die Wage meines Urteils zu Ungunsten meines Untersuchungsobjectes beeinflussen würde.

Von der Deutsch-Schweizerin spreche ich, obschon mir ein Franzose zugeben würde, dass manches von dem, was ich sage, auch für die Welsch-Schweizerin gilt, und ein Italiener, dass es in bescheidenem Umfang, sogar in manchem, für die Tessinerin seine beschränkte Gültigkeit hat.

Gibt es einen Typus Schweizerfrau, der sich unverkennbar oder wenigstens erkennbar, von den Typen ihrer Landes-Nachbarinnen unterscheidet? Ebenso gewiss und in dem Ausmass, als es eine selbständige Schweiz gibt. Denn diese Schweiz ist nichts anderes als das Re-



sultat der Auseinandersetzung der Eigenart ihrer Einwohner mit der Andersart der Umwohner.

Unterscheiden wir nicht auf den ersten Blick eine Schweizerin von einer Engländerin, einer Italienerin, aber auch von einer Oesterreicherin, von einer Deutschen, sogar von einer Süddeutschen? Nicht bestimmte Formen ihres Körpers, nicht die Nase, weder die Stirne noch die Augen, machen die Schweizerin aus. Sie kann nordisch blond sein oder schwarz, kann eine ostische Stumpfnase haben oder eine griechisch geschwungene, wir erkennen sie an dem charakteristischen Ensemble ihrer heterogenen Rassenmerkmale. Aber wir brauchen uns damit nicht



Höhere Tochter

zu begnügen, sie äusserlich zu erkennen. Es ist uns möglich, das eigenartige Zusammenspiel ihrer Formen aus ihrer seelischen Einstellung von innen heraus zu verstehen.

Unsere Sonne ist nicht verschwenderisch, unser Land nicht gross genug, um die souveräne Harmonie zu ermöglichen, welche die Quelle der klassischen Schönheit ist. Die Einheit der Südländerin mit der Natur, die Beherrschung der Natur, die Unabhängigkeit von ihr, ohne welche die schöne Engländerin und auf andere Weise auch die schöne Amerikanerin undenkbar wäre, ist bei der Schweizerin durch die Härte des Erwerbs gebrochen. Ohne Vertrauen auf die Freigebigkeit ihres Bodens oder die Grösse ihres Landes, kann sich ihr Dasein nicht selbstverständlich in den grossen Linien des Lebens, Geburt, Nahrung, Liebe, Tod, bewegen, sie ist in die ständige Notwendigkeit versetzt, jederzeit in hundert kleinen Handlungen selbst einzugreifen, um ihre Existenz zu erkämpfen. Der Schweizerfrau ist es in tiefster Seele eingegraben, dass sie nicht zum Vergnügen da ist, weder für sich selbst, noch für andere. Diese Kampfeinstellung der Schweizerfrau dem Leben gegenüber ist die Wurzel ihrer Vorzüge und Nachteile zugleich. Sie ist die Grundlage ihrer unbezweifelbaren Tüchtigkeit und Verlässlichkeit. Die Schweizerin

verlangt die sorgenlose Fristung ihres Daseins weder vom Dasein selbst, noch von der Gesellschaft, noch von der Familie, noch vom Manne, auch nicht die Frauen der obern Stände. Sie betrachten die von ihr verlangte Arbeit nicht als eine unter Umständen unvermeidliche, aber auf alle Fälle ungerechtfertigte Forderung, sondern sie ist von ganzer Seele bereit, ihren Teil von der Härte und Schwere des täglichen Lebens zu tragen.

Es gibt kaum eine Frau, die ihrem Wesen nach so wenig «Femme entretenu» ist, wie die Schweizerin. In dem Augenblick des grössten Gefühlsüberschwanges verdunkelt sich in ihr selten ihre durch Jahrhunderte aufgestapelte Erfahrung, dass der Genuss des Augenblicks mit dem Willen zu einem gemeinschaftlichen Tragen der Mühen des Alltags verbunden sein müsse, um haltbar zu sein.

Unsere Frauen standen vor der Notwendigkeit, sich den schweren Existenzverhältnissen unseres Landes anzupassen. Aber sie haben es mit einer solchen Leidenschaft getan, dass sie in Gefahr stehen, dabei das Wichtigste zu verlieren, ihr Selbst, ihre weibliche Seele.

Die Handarbeiten und feinen Stickerien sind zwar, soviel ich sehe, jetzt etwas aus der Mode gekommen; aber noch vor 15 Jahren durfte keine Frau und kein Mädchen, auch Feierabends nicht, ohne irgend eine Handarbeit dazusitzen. Und gerade in den Frauengesellschaften der gehobenen Schichten war es unerlässlich, dass die Gespräche und Beratungen mit Sticken oder Stricken verbunden wurden. Die soziale Betäti-



Junge Frau

gung der Frauen der oberen Stände, sowie ihre wissenschaftliche Ausbildung, die offenbar an die Stelle dieser Handarbeiten getreten sind, haben aber keine andere innere Begründung, und auch der Sportsbetrieb der Damen ist sehr oft nichts anderes als eine Flucht unruhiger Seelen in den Betrieb der Aussenwelt.

Schon als Kind war mir die Ruhelosigkeit unserer Frauen unheimlich, der Frauen, die in nie erlahmender Geschäftigkeit von einer häuslichen Arbeit zur andern eilten. Und ist diese Vielgeschäftigkeit nicht in der Tat allein schon ein Beweis für die Störung des Gleichgewichts ihrer Seele? Den vollzogenen Verzicht auf ihre Weiblichkeit, die weibliche Gestaltung ihres Lebens? Ich kann mir diesen Verzicht nicht anders erklären, als dass die Schweizerin ihr Geschlecht als eine Minderwertigkeit, eine Schuld empfindet, die sie bestrebt ist, durch ein Leben der Selbstverleugnung und rastloser Arbeit zu sühnen. Sie ahmt den Mann nach, weil sie das gute Gewissen, weiblich sein zu dürfen, verloren hat. Sie empfindet ihre weiblichen Neigungen als parasytisch, und sucht sie durch rastlose Tätigkeit zu ersticken.

Es gehört zum Wesen der Frau, dass sie viel mehr auf sich selbst eingestellt ist, als der Mann, körperlich und geistig. Je männlicher ein Mann ist, desto mehr wirkt sein Machtwille und sein Liebeswille unter Ausschaltung seiner Person nach aussen. Er erwirbt nicht, um zu besitzen. Das Erwerben ist ihm Selbstzweck. Auch sein Liebesbedürfnis macht nicht Halt bei seiner Frau, seiner Familie und seinen Freunden, sondern dehnt sich auf alle Menschen aus. Das ist sein soziales Interesse. Je weiblicher die Frau ist,

desto ausschliesslicher beurteilt sie, ob Gretchen, Hedda Gabler oder Jeanne d'Arc, Macht- und Liebesverhältnisse nach der Beziehung zu ihrer eigenen Person. Für die Frau existiert keine «Menschheit», Wirklichkeit haben für sie nur die Menschen, mit denen sie persönlich in Berührung kommt.

Die Frau hat in viel höherem Mass als der Mann das Recht, aber auch die Pflicht, sich Selbstzweck zu sein. Die Schweizerin zeigt schon rein äusserlich in der Kleidung, dass sie sich dieses Recht nicht nimmt und diese Pflicht nicht auflegt. Die rigoristisch puritanische Frauenbekleidung, die bis vor kurzem noch in den alteingesessenen Familien verbreitet war, hatte — ohne unbedingt an teurem Material zu sparen — die Tendenz, die Kleidung der Frau zu neutralisieren, die Frauen nicht als Frauen, sondern als Nichtmänner zu kleiden. Sie ist vielleicht im Aussterben begriffen. Aber auch wenn wir von diesem Spezialfall absehen, bestätigt die typisch schweizerische Frauenbekleidung diese Tatsache. Gewiss dieselben Modelle, die über den Asphalt der Pariser Boulevards spazieren, schreiten auch über die Strassen unserer Städte. Aber das schönste Modell ist ohne Charme, wenn es nicht belebt wird von dem lebendigen Hauch der Persönlichkeit seiner Trägerin.

Ich glaube nicht, dass es der Schweizerin an der ästhetischen Kultur fehlt, innerhalb einer Mode die Auswahl der Nuancen zu treffen. Ihre Kleidung wirkt unsorgfältig, weil sie ihre kleinen persönlichen Eigenheiten nicht wichtig genug nimmt, um sich mit dem Ausdruck derselben zu beschäftigen.

Das höchste Epitheton ornans für ein

junges Mädchen ist bei uns « eine brave Tochter ». Bei welcher Nation ausser der unsern wäre das möglich? Wir bringen es fertig, das Wort Tochter als Synonym des Wortes Mädchen zu brauchen. Was heisst das anderes, als dass wir ein junges Mädchen in erster Linie nicht als geschlechtliches Wesen, sondern als Glied einer Verwandtschaftskette auffassen?

Wollen Sie es mir glauben, dass die typische junge Schweizerin überhaupt nicht kokett sein kann? Der Charme der echten Koketterie ist Selbstgenügsamkeit, wohlige Selbstbespiegelung in der Bewunderung des Mannes. Es gehört geradezu zum Wesen der echten Koketterie, dass sie nicht darauf ausgeht, den Mann dauernd zu fesseln. Der Schweizerin aber ist die Koketterie ein Mittel zur Ehe, dessen sie sich im Grunde schämt, und auf welches sie gern sobald als nur möglich verzichtet. Wir werden auch dem amerikanischen und englischen Flirt nicht gerecht, weil bei uns die Koketterie einen ganz andern Sinn hat als in andern Ländern. Dort ist sie ein verfeinertes, harmloses Spiel der Erotik, bei uns ist sie, und auf uns Männer wirkt sie, wie das Auswerfen eines Lassos nach einem gehetzten Wild.

Eine Engländerin, die mit seidenen Florstrümpfen und geschminkten Lippen mehr als deutlich kundgibt, dass sie noch keineswegs darauf verzichtet, als Frau gewertet zu werden, wirkt bei uns vielleicht mit Recht lächerlich. Es ist aber ganz ohne Zweifel nicht weniger falsch und viel bedauerlicher, wenn bei uns schon eine 40jährige Frau sich ohne zwingende Notwendigkeit als Neutrum kleidet und gebärdet.

Die Erfüllung der Hausfrauenpflichten

in allen Ehren; aber es ist eine grobe Verkennung ihrer eigenen Bestimmung, wenn die Schweizerin glaubt, dass sie ihre Pflicht als Frau vollständig erfülle, wenn sie nur eine tüchtige Hausfrau und Mutter ist. Aber wie viele Frauen gibt es bei uns, die es ihrer selbst unwürdig halten würden, wenn man ihnen zumuten sollte, ihre Schönheit und weibliche Anmut zu pflegen! Sie glauben im Gegenteil, dass eine äussere rauhe Schale allein schon der Beweis eines süssen Kernes sei. Nichtswürdig und oberflächlich erscheint ihnen der Mann, der sich nicht die Mühe nehmen will, die rauhe Schale zu durchbrechen, sondern im Gegenteil sich einen um so süssern Kern verspricht, je zarter und anmutiger sich die Frau schon äusserlich gibt. Darin äussert sich ein lebensfremder Hochmut, der auf den Aussenstehenden nicht weniger drastisch wirkt als die Mentalität, welche dem Ausspruch jenes Bauern zugrunde liegt, der, als er zu einem Begräbnis mit einer roten Weste erschien, treuherzig sagte, es komme nicht auf die rote Weste an, wenn nur das Herz schwarz sei.

Gewiss ist ein schöner roter Apfel gelegentlich faul; aber keine Hausfrau würde wegen einer solchen Erfahrung in Zukunft schönen Aepfeln hässliche vorziehen.

Der verächtliche Hass, mit dem diejenigen Frauen, die ihr Aeusseres vernachlässigen, der « inutile beauté » entgegenbringen, macht sie für den Mann um nichts begehrenswerter. Ihre Verachtung der Schönheit und Anmut wirkt auf den Mann vielmehr so, wie die hochmütige Schlaueheit des Fuchses, dem die Trauben zu sauer sind.

Es ist kein Zufall, dass in der schweizer-



AMERIKANERIN



SCHWEIZERIN

ischen und deutschen Literatur der Roman mit der Ehe aufhört, im französischen dagegen mit der Ehe beginnt. Die Rolle der verheirateten Frau in der Schweiz ist unverhältnismässig bescheidener als in den andern Ländern. Warum? Weil die verheiratete Frau bei uns in 50 von 100 Fällen ihre Ehre dainsetzt, ihre Weiblichkeit zu verhüllen. So gut sich aber der Mann nur zu einem Mann entfalten kann, so entwickelt entweder eine Frau ihre weiblichen Eigenschaften, oder aber sie bleibt unentwickelt. In der Schweiz ist es kaum erlaubt, der verheirateten Frau ein anderes Kompliment zu machen als etwa über ihre gute Küche, und worüber spricht man mit der verheirateten Frau? Die Frau schweigt in der Schweiz im allgemeinen bei politischen Gesprächen, oder aber sie spricht wie ein Mann und wundert sich dann, nur unwilliges Gehör zu finden. Politik ist keine Männerangelegenheit, über Politik kann eine Frau genau so vernünftig und genau so unvernünftig sprechen wie ein Mann, nur darf sie es eben nicht auf die gleiche Art machen wollen wie ein Mann. Das ist immer lächerlich, weil es unnatürlich ist. Wenn Frauen Politik treiben, müssen sie weibliche Politik treiben. Das gibt es. Das beweisen in andern Ländern die Frauen, die schon lange vor dem politischen Stimmrecht eine politische Rolle gespielt haben. Der politische Salon ist keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Aber diese Politik muss sich auf Menschen beziehen, einzelne Menschen und nicht auf abstrakte Ideen. Es wird immer interessant sein, eine Frau über einen einzelnen Fall reden zu hören, aber nie über eine Theorie.

Eine Frau glaubt sich bei uns schämen zu müssen, wenn sie in der Zeitung nur die Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen» liest, die «Personalnachrichten» und vielleicht noch «Lokales», nicht aber die theoretischen Leitartikel. Sie tut unrecht; dieses Interesse ist um nichts weniger wertvoll. Wenn sie sich über die einzelnen Fälle Gedanken macht und sich darüber äussert, so ist es mindestens so interessant, als wenn ein Mann den Leitartikel seiner Zeitung nachschwätzt. Aber wenn eine Frau den Leitartikel nachschwätzt, ist es unerträglich.

Die tiefinnere Abneigung, die der durchschnittliche Mann den sogenannten gebildeten Frauen oder solchen, die ohne Not einen Beruf ausüben, entgegenbringt, lässt sich aus Konkurrenzneid allein nicht zureichend erklären. Auch nicht aus dem allgemeinen Grunde, weil er für seine Vormachtstellung als Mann fürchtet. Es ist vielmehr das elementare Grauen vor einer Perversion. Gewiss ist es nicht die Bildung, die den Mann abschreckt und auch nicht die Ausübung eines Berufes, sondern die Art der Bildung und die Art der Ausübung des Berufes. Diese Abneigung ist der gesunde Protest gegen die männliche Bildung bei den Frauen und die männliche Hingabe an einen Beruf.

Die schweizerische Frauenbewegung hat einen ausgesprochen männlichen Charakter. Die richtig verstandene Frauenbewegung will für die Frau nicht die gleichen, sondern andere Rechte. Es gibt für die Frau Machtsphären, die für sie wichtiger sind als die politischen Rechte.

Der moderne Frauentypus, der sich der veränderten Lebenshaltung der Frauen anzupassen versucht und äusserlich in

der Mode, im kurzen Rock wie im Bubenkopf, zum Ausdruck kommt, hat sich nicht nur gegen die herrschende Ansicht der Männer, sondern auch gegen den Willen der enterotisierten Führerinnen der Frauenbewegung selbst durchgesetzt. Kurzer Rock und kurze Haare (kurze Haare sind so wenig unweiblich, als ein langer wallender Bart ein Anzeichen von Männlichkeit ist) sind die äussern Merkmale für die Befreiung der Frau von der Kontrolle des Mannes. Sie sind verbunden mit dem Anspruch, sich nicht nur nach dem eigenen Willen zu kleiden, sondern auch zu leben, zu denken und zu lesen.

Die Objektivität des männlichen Bildungsideals zerstört die Subjektivität der Frau. Die Frau muss auch in der Bildung subjektiv sein. In dieser Forderung liegt keine Degradierung der Frau. Auch die ausgetüfteltste männliche Logik macht ein falsches Urteil nicht wahr und eine unlogische Begründung ein richtiges Urteil nicht falsch.

Die Abneigung des Mannes gegen die einen Beruf ausübende Frau richtet sich ebenfalls ausschliesslich gegen die Widernatürlichkeit, dass sich eine Frau in einem Beruf aufgibt, dass sie sich selbst vergewaltigt, in dem Beruf das zu finden, was der Beruf seiner Natur nach dem Manne sein muss. Dass die einen Beruf ausübende Frau in keiner Weise den Verzicht auf ihre Weiblichkeit bringen muss, beweisen gerade die Frauen in England und Amerika, bei denen der Prozentsatz berufstätiger Frauen noch grösser ist als bei uns. Der amerikanische weibliche Stenographer, den wir bei uns in der Schweiz allerdings höchstens im Kino Gelegenheit haben kennen zu lernen, ist femininer als bei uns das Haus-

töchterchen, das direkt aus der Pension zu der Mutter in die Haushaltung kommt.

Auch in den grössten amerikanischen Bureaux mit clean desks und Kontrolluhren sehen die Mädchen viel weniger geschäftlich aus als bei uns in einer familiär geleiteten Buchhandlung. Auch in den Bureaux von Ford sind unter den weiblichen Angestellten die anerkannt grossen Ereignisse ein neuer Freund, ein neuer Rock, ein neuer Hut, und nicht ein neues System von Additionsmaschinen. Auch den ausgesprochensten Businesswomen ist es klar, dass ihnen das Schicksal des unmittelbaren Chefs wichtig ist, und das des Geschäftes unwichtig. Sie wissen, dass ihr Hauptinteresse nicht der Arbeit an sich gilt, sondern der Zufriedenstellung des Chefs. Sie geben das auch offen zu, während sich bei uns eine junge Angestellte schämen würde, zuzugestehen, dass ihr nicht die Arbeit an sich das Wichtigste sei. Genau wie sich bei uns die Studentinnen die Fiktion vormachen, dass es ihnen bei ihrem Studium



Frauen-Typen

um die « reine Wissenschaft » zu tun sei.
Die Schweizerin hat einen grossen Vorzug : Dass sie weder vom Leben im allgemeinen, noch vom Mann im besondern, zu viel verlangt. Sie erhebt keinen Anspruch, als Priesterin des häuslichen Herdes verehrt zu werden, wie die deutsche Frau des klassischen Mittelstands-Romanes. Sie heuchelt nicht wie die englische Standard-Lady, unberührt, als ein gläserner, bald lieblicher, bald gestrenger Engel über den irdischen Sphären des Daseins zu schweben. Sie hat auch nicht die Anmassung gewisser Amerikanerinnen, die das ganze Weltgeschehen als die selbstverständliche Universalbemühung ansehen, sie bei guter Laune zu halten. Der Kardinalfehler der Schweizerin ist im Gegenteil, dass sie sich selbst unterschätzt, dass sie, fasziniert von der männlichen

Gestaltung des Lebens, auf ihr Recht verzichtet, weiblich zu fühlen, zu denken und zu handeln. Dieser Verzicht auf ihr Recht ist die Versäuerung ihrer Pflicht, eine Versündigung nicht nur an ihr selbst, sondern auch am Manne. Der Mann hat ein heiliges Anrecht auf eine weibliche Frau, wie die Frau auf einen männlichen Mann.

Es ist die Natur und die Tragik des männlichen Charakters, dass es ihm unmöglich ist, die Harmonie in sich selbst zu verwirklichen. Die weibliche Frau : Die in sich ruhende Frau, die anmutige Frau, ist für ihn eine Notwendigkeit wie das tägliche Brot, nicht nur und nicht vor allem aus einem erotischen Bedürfnis, sondern weil sie ihm Bild ist und Abglanz der Harmonie, die als ewiges Ziel über allem Leben schwebt.

THUNERSEE

Ein Päcklein Sorgen hab' ich gern verloren,
ich liess es liegen, wo es eben lag,
und ging fürbass. O schöner Wandertag,
du hast mich neu, an Freuden reich, geboren!

Nun schaut ein funkelheller Sommermorgen
mir in die Augen, lieblich wie ein Kind.
Von weissgestirnten Bergen weht der Wind —
Ja wahrlich! Heute bin ich ganz geborgen!

Schon bin ich nahe dem erstrebten Ziele:
Im Talgrund kräuselt sich der grüne See;
schon kühlt dein Wasser, herb von Alpenschnee,
mir meine heissen Glieder im Gefühle.

Emil Schibli

Emil Schibli